



„Kommen Sie von weit her?“. Die Silhouette von Riga 1962

ERIK GUNNAR VERG

Wiedersehen mit der Heimat

Das war mein zweites trauriges Wiedersehen mit der Heimat. Das erste liegt schon zwanzig Jahre zurück. Ich war auf der Durchreise von der Finnlandfront nach Posen. Viele Balten haben damals sicher ähnliches erlebt und empfunden: Es war noch die alte Stadt. Die Häuser, die Straßen, die Plätze waren alle noch da. Und es war doch alles anders. Ganz heimlich beschlich einen das „verräterische“ Empfinden, daß einem die alten Landsleute mehr ans Herz gewachsen waren, als man — zumindest die Jungen unter uns — jemals zugegeben hatte, und jedenfalls mehr als die uniformierten „neuen Landsleute“.

1962 war ich wieder in der Heimat. Ich muß, was ich empfand, ein wenig abstrahieren, um es richtig zu deuten. Wäre ich in Hamburg in ein Flugzeug gestiegen und nach einer Stunde und vierzig Minuten (eine Stunde fünfzig Minuten dauert nämlich ein Düsenflug nach Helsinki) in Reval ausgestiegen, wäre der Schock fast unerträglich gewesen. Ich hätte geglaubt, in „Rußland“ gelandet zu sein, und Kleinigkeiten, wie ein widerwärtiges Schild „Agitpunkt“ über dem Renaissanceportal des Schwarzhäupterhauses zu Reval, hätten jede objektive Betrachtungsweise überschattet.

Aber die Möglichkeit des Direktfluges gibt es nicht. Ich war eine Woche im sowjetischen Rußland gewesen, ich kam aus Moskau und Leningrad und das veränderte die Perspektive. Den beiden Damen von Intourist, die mich am Bahnhof abholten und — ohne etwas über mich zu wissen — einfach fragten „Mis keelt Teie räägite?“ (Was für eine Sprache sprechen Sie?) wäre ich am liebsten um den Hals gefallen. Hier war nicht Rußland. Hier sprach man Estnisch, und ich wunderte mich, wie fließend und mühelos ich es sofort wieder konnte. Und nach einer Woche Akklimatisierung im Herzen der Sowjetunion übersah ich „Kleinigkeiten“ gern und registrierte wohlwollend, wie sehr „westlich“ Reval und ebenso Riga im Vergleich zu Rußland immer noch (oder schon wieder) sind.

Die BALTISCHEN BRIEFE haben mir Platz für drei Berichte eingeräumt. Ich muß daher versuchen, aus der Fülle des Erlebten das herauszugreifen, was sich auf so engem Raum sagen läßt, und von dem ich annehme, daß es am meisten interessieren wird. Bevor ich Einzelheiten über Reval und Riga erzähle, will ich im heutigen Bericht einiges Allgemeine sagen.

Vor allem: es ist wieder möglich, in die Heimat zu fahren. Es macht, vom Geldbeutel abgesehen, keine Schwierigkeiten und — es ist kein Wagnis. Man wendet sich einfach an eines der Reisebüros, die Ostreisen vermitteln, und hat innerhalb weniger Tage per Fernschreiben die Genehmigung aus Moskau. Allerdings: es kostet 144 DM pro Tag ohne Fahrtkosten, ganz gleich, ob man die Annehmlichkeiten, die einem dafür geboten werden, in Anspruch nehmen will oder nicht. Für Einzelreisende gibt es keine billigere Möglichkeit als „Kategorie De Luxe“. Nur Gruppenreisen könnten günstiger organisiert werden. Allerdings: man darf nur Reval oder Riga besuchen. Um die Stadt zu verlassen, braucht man eine Sondergenehmigung der Ausländerabteilung der Miliz an Ort und Stelle und die wird nur in ganz seltenen Fällen erteilt. Man kann weder den Reiseweg, noch das Verkehrsmittel selbst bestimmen. Man muß immer über Leningrad. Nur per Schiff darf man in Riga an Land.

Es spielt andererseits gar keine Rolle, ob man geborener Reichsdeutscher ist oder Balte. Die Sowjets sind darin sehr formalistisch und halten sich nur an den gegenwärtigen Paß. Touristenvisa werden in Moskau ausgestellt. Die Behörden in Estland oder Lettland haben keinen Einfluß darauf. Wohl auf andere Arten von Visa, wovon noch gleich die Rede sein wird. Die Besucher, die als Touristen nach Estland oder Lettland kommen, sind fast ausschließlich „Heimkehrer“, und zwar in erster Linie Esten und Letten aus Schweden und Amerika, selten aus Deutschland. Man freut sich über sie. In Estland auch über Deutschbalten. (In Riga hatte ich diesen Eindruck

weniger, aber das mag verschiedene Gründe haben.)

Ich habe einige Stunden mit den leitenden Funktionären des (natürlich kommunistischen) „Verbandes für Freundschaft und kulturelle Beziehungen mit dem Ausland“ in Reval zusammengesessen, um zu hören, wie man über Besuche aus dem Westen denkt. Man sagte, nein, man versicherte mir:

1. man erwarte heute nicht mehr, irgend jemanden zum Bleiben in der Heimat überreden zu können,

2. man begrüße jeden Besuch von Auslandsesten oder Deutschbalten, denn man sei überzeugt, sich der Aufbau-Leistungen seit 1940 nicht schämen zu müssen,

3. ein Touristenvisum werde jedem erteilt, selbst wenn er noch keine ausländische Staatsangehörigkeit erworben haben sollte (Staatenlose),

4. es gebe auch eine Möglichkeit, die teure Intouristpauschale zu sparen. Man könne auf „Besuchvisum“ einreisen, wenn man in Estland (entsprechend in Lettland) Verwandte habe, die für Verpflegung und Unterkunft aufkommen wollten und dazu in repräsentativer Weise in der Lage seien. (In diesem Fall würden Gastgeber und Gäste allerdings kritischer unter die Lupe genommen.)

5. Selbst für ehemalige Angehörige deutscher oder landeseigener SS-Verbände bestehe auf Grund des Amnestiegesetzes kein Einreisehindernis. In seiner Freiheit gefährdet sei nur, wer persönlich Kriegsverbrechen begangen habe. Der aber stehe auf der „schwarzen Liste“ und würde gar kein Einreisevisum bekommen.

Ich habe keine Veranlassung, an diesen Angaben zu zweifeln. Es hat sich seit Ende der Stalinzeit ganz sicher vieles geändert. Ich bin in meiner Bewegungsfreiheit nicht im geringsten behindert worden. Ich war nicht verpflichtet, den Dolmetscher überall mit hinzunehmen. Ich bin ganz sicher, daß ich nicht beobachtet und verfolgt wurde, obgleich ich kein Geheimnis daraus machte, daß ich als Journalist

gekommen und entsprechend neugierig sei. Dies sind meine persönlichen Erlebnisse. Es gibt Baltikumreisende, die von anderen Erfahrungen berichten.

Mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen, bereitet keine Schwierigkeiten. Besonders nicht, wenn man die Landessprache spricht. Als Ausnahmefall erlebte ich im Café „Feischner“ (jetzt „Tallinn“) in Reval diese Szene: Das Café war überfüllt. Ich fand Platz an einem Tisch, an dem ein Ehepaar, Mitte Dreißig oder Anfang Vierzig, saß. Ich bestellte auf Estnisch und orientierte die Kellnerin, daß ich mit Intourist-Bons statt mit Bargeld zahlen würde. Meine Tischnachbarn kümmerten sich nicht darum. Ich bot ihnen amerikanische Zigaretten an. Sie nahmen, dankten, sagten nichts. Ich fragte sie, nur um meine ferne Herkunft zu betonen, ob es hier üblich sei, Trinkgeld zu geben. Sie antworteten kurz und höflich: „Es ist verboten, aber üblich“. Weiter wurde kein Wort gewechselt. Als ich das später meiner Intourist-Begleiterin erzählte, meinte sie nur: „Die Höflichkeit überwog die Neugier.“

Andererseits wird man oft auf der Straße angesprochen. Stereotyp ist die Anredeformel (meist auf Russisch): „Kommen Sie von weit her?“ Wenn man antwortet, daß man aus Deutschland kommt, folgt die vorsichtige Frage, aus welchem Deutschland. Sagt man „West“, so ist der Bann gebrochen. Erstaunlich, was man dann alles zu hören bekommt. So erstaunlich, daß ich oft die Frage stellte: „Wieso wagen Sie mir das alles zu erzählen? Sie wissen doch gar nicht, wer ich bin.“ Und ebenso stereotyp die Antwort: „Das ist egal. Bei uns kann man sagen, was man will.“ Einmal, als ich auf der Suche nach einem ehemaligen Domschüler in ein falsches Haus geraten war, wo man mich gleich zum Abendbrot und Ausfragen dabehielt, saß ein zwölfjähriges Mädchen mit am Tisch und gab altklug ihren Kommentar: „Unser Lehrer hat gesagt, in der Stalinzeit war es gefährlich, seine Meinung zu sagen, aber jetzt darf man alles sagen.“

Das bezieht sich natürlich nur auf private Gespräche. Sicher würde keiner meiner vielen Gesprächspartner all das, was er mir sagte, in einer öffentlichen Rede zum besten geben. Außerdem bezog sich, wenn ich es mir nachträglich überlege, alle Kritik auf Details, auf Klagen über die Versorgung, über die zunehmende Russifizierung, über die Arbeitsbedingungen, über die Unmöglichkeit, ins Ausland zu reisen usw. Grundsätzliche Kritik am Sowjetsystem und seiner obersten Führung wurde nicht laut.

Man empfindet die relative Redefreiheit als großen Fortschritt, den man bewußt genießt. Darüber wird man blind für die Informationsunfreiheit, die schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Immer wieder war ich verblüfft über die Ansichten, vor allem die politischen Überzeugungen, die man gegenüber dem Westen hat. Im Mittelpunkt steht die Kriegsfurcht. Man ist überzeugt, daß Westdeutschland, personifiziert durch Adenauer und Strauß, den Augenblick kaum

noch erwarten kann, gegen die Sowjetunion loszuschlagen. Wann immer ich versuchte, etwas dagegen zu sagen, schnitt man mir das Wort ab: „Aber wir haben doch ein Bild von Adenauer im Ordensrittermantel gesehen.“ Wie das, gerade im Baltikum, wirkt, brauche ich an dieser Stelle nicht besonders zu betonen.

Die bewußte Erzeugung der Kriegsfurcht, beziehungsweise ihre Umkehrung, die überlaute „Friedenspropaganda“, scheint mir aus vielen Gründen besonders gefährlich:

Diese Propaganda hat bewirkt, daß — im Gegensatz zur Zeit bis Stalins Tod — jedermann einen schlechten (sowjetischen) Frieden für besser hält als den Krieg.

Sollte es wirklich einmal zu einem Krieg kommen, wird die Sowjetbevölkerung, einschließlich der baltischen Völker, sich in der Rolle des unschuldig Angegriffenen fühlen.

Auch wenn es nicht zum Krieg kommt, fühlt sich die Sowjetbevölkerung ständig vom Westen bedroht und heißt deshalb bei aller Kritik im Innern die außenpolitischen Maßnahmen Moskaus gut.

Das ist natürlich nur möglich, solange der „Eiserne Vorhang“ dicht bleibt. Außer einer, durch und durch indoktrinierten Dolmetscherin in Moskau, habe ich niemand getroffen, der von der Existenz der Mauer in Berlin auch nur wußte.

Hier drängt sich mir die Erinnerung an eine Unterhaltung mit einer jungen Frau auf, deren Identität ich aus begreiflichen Gründen verschweige.

„Sie können doch Radio hören?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Finnisch ist trotz der Sprachverwandtschaft zu mühselig. Schwedisch verstehen wir nicht. Es bleibt nur noch die ‚Stimme Amerikas‘ und ‚Freies Europa‘.“

„Hören Sie die?“

„Manchmal“, sagte sie. „Die machen so flotte Tanzmusik.“

„Und die Nachrichten? Und die politischen Sendungen?“

Sie machte ein spöttisches Gesicht. „Von dem, was die über uns sagen, stimmt nichts. Woher sollen wir dann wissen, ob das übrige stimmt?“ Das war noch nicht alles. „Ich will Sie persönlich nicht kränken“, fuhr sie fort, „aber wer macht denn diese Sendungen? Leute wie Sie. Sie verstehen unsere Sprache. Sie haben einmal hier gelebt. Aber das ist lange her. Von der heutigen Wirklichkeit wissen diese Leute nichts. Darum reden sie nicht zu uns, sondern für ihre westlichen Auftraggeber.“

Alles was wir an Vorurteilen gegenüber der Situation in der Heimat in langen Jahren angestaut haben, trifft man dort mit umgekehrten Vorzeichen wieder.

Man wagt seinen Verwandten in der Bundesrepublik nicht zu schreiben, weil man Angst hat, ihnen zu schaden. Ein ehemaliger Klassenkamerad, Parteimann und Verdienter Wissenschaftler, der vielleicht die Erlaubnis bekäme, ins Ausland zu reisen, und mit dem ich an einem wodka- und krim-

sektfeuchten Abend die Möglichkeit eines Klassentreffens im Westen erörterte, fragte am nächsten Tag allen Ernstes: „Du bist doch Journalist. Du stehst also in der Bundesrepublik im öffentlichen Leben. Würde ich Dich nicht in große Unannehmlichkeiten bringen, wenn ich als Sowjetbürger zu dir zu Besuch käme?“

Der Vater einer Russin, die mit einem Deutschen verheiratet ist und in Norddeutschland lebt, fragte mich: „Seien Sie ehrlich, Erik Karlowitsch, meine Tochter sitzt als Russin doch sicher im Gefängnis? Sie darf es mir nur nicht schreiben.“ Dabei haben die beiden schon mehrmals miteinander telefoniert. (Was übrigens relativ billig ist.)

Sind nun unsere Vorurteile ebenso falsch, wie die der Menschen drüben? Ich weiß keine bessere Antwort darauf, als ein Gespräch in einer Behörde in Reval wiederzugeben. Eine ältere Dame betrachtete nachdenklich meinen Paß. „Aus Hamburg kommen Sie?“ Lange Pause. Dann: „Ich habe eine Schwester da.“ — „Wie geht es ihr?“ fragte ich. — „Ich weiß nicht“, sagte die Dame. — „Wieso? Schreiben Sie ihr denn nicht? Ein kurzes Nein.“ — Ich blieb beharrlich. „Warum nicht?“ — „Es könnte ihr schaden“, sagte sie ohne Überzeugungskraft. — „Ich versichere Ihnen, daß es ihr nicht schaden würde, aber vielleicht haben Sie Angst, daß es Ihnen schadet?“ — „Nein, nein“, sagte sie schnell, „jetzt schadet uns das nicht mehr. Aber Sie wissen es ja gar nicht, wie schlimm das hier war in der Stalinzeit. Noch 1949 verschwanden die Menschen spurlos, bloß weil sie Verwandte im Ausland hatten.“ Und dann, ohne Rücksicht auf die mithörende Kollegin: „Man weiß ja nicht, ob es nicht wieder so kommt.“

Eine der Hauptklagen der Einheimischen richtet sich gegen die zunehmende Russifizierung. Freilich sind weder die Esten noch die Letten „verschwunden“, wie es in den ersten Jahren nach dem Kriege schien. Sie sind auch nicht in der Minderzahl. Einige der 1940/41 und 1945/47 ins Innere der Sowjetunion Verschleppten sind sogar wieder zurückgekommen, wofür andere allerdings, besserer Berufschancen wegen, nach Osten ausgewandert sind.

Die Taktik und Technik der Russifizierung hat sich völlig gewandelt. Man braucht keine Gewalt mehr, es geht reibungslos. Wenn das Wort in diesem Zusammenhang akzeptabel wäre, würde ich sagen, die Russifizierung von heute sei „imponierend“.

Äußerlich hat man den Eindruck, in Estland und Lettland in wirklich nationalen Republiken zu sein. In autonomen, wenn auch nicht unabhängigen. In allen wichtigen politischen Positionen sitzen Einheimische. Erste Landessprache ist Lettisch bzw. Estnisch. Für Orts- und Straßennamen gibt es keine Übersetzungen, nur eine Umschrift in kyrillischen Buchstaben. Es macht Mühe, einen Fahrplan zu entziffern, wenn darauf „Jöhvi“ oder „Kohtla-Järve“ oder „Vääna“ kyrillisch geschrieben stehen. Der ehemalige Freiheitsplatz in Reval heißt jetzt

„Võidu-väljak“ (Siegesplatz). Darunter steht nicht etwa „Ploschtschadj Pobjedy“, sondern in kyrillischen Lettern „Võidu väljak“. Die Russen mögen sich die Zungen zerbrechen, sie müssen es aussprechen. Es gibt kein russisches Wort „Rewelj“ mehr (vom deutschen „Reval“ zu schweigen), sondern nur „Tallinn“. Das ist so selbstverständlich geworden, wie es zu keiner Zeit vorher war.

Ein Drittel der Volksschulen Revals — oder Tallinns — sind russisch, zwei Drittel noch estnisch. In den estnischen Schulen ist Russisch nur vom 2. bis 5. Schuljahr Pflichtfach. Aber natürlich gibt es niemand, der es nicht freiwillig weiterlernt. Ohne Russisch käme er ja nicht einmal bis Riga, geschweige denn in die „weitere Heimat“, nach Aserbeidschan oder Kiew. Jedermann versteht russisch und kann es besser sprechen als irgend eine zweite Sprache zuvor. Ob er es auch spricht? In Riga sagte man mir, die Esten würden einfach nicht antworten, wenn man sie in Estland russisch ansprache. Ich kann dazu aus eigener Erfahrung nichts sagen, ich habe es nicht probiert. Aber ich habe in Reval Russen getroffen, die Estnisch sprachen, und das will was heißen.

Im Baltikum leben heute — ohne Militär — etwa zwanzig Prozent Russen. In den Städten mehr, auf dem Lande weniger. Dabei gehören ehemals russische Sprachgebiete (wie z. B. Transnarwa und Petschur) nicht mehr dazu, sondern sind an die Russische Sowjetrepublik (RSFSR) angegliedert worden. Und es werden immer mehr. Aber auch das geht auf „elegante“, „imponierende“ Weise.

Die von Chruschtschow verkündete „Dezentralisierung der Wirtschaft“ hat für die baltischen Republiken (und für Zentralasien) einen besonderen Effekt gehabt. Da nun jede Sowjetrepublik, nur durch den gemeinsamen Siebenjahresplan gebunden, mit der anderen wirtschaftlich verkehrt wie mit einem fremden Staat (Ex- und Import), können nationale Belange wieder mehr in den Vordergrund treten. Man kann sich in Riga ausrechnen, was man für die Früchte seiner Arbeit, seines Fleißes und seiner höheren Arbeitsqualität einhandelt. Man kann sogar Waren auf dem Binnenmarkt belassen, wenn sich die „Ausfuhr“ nicht rentiert. Das Ergebnis ist eine sprunghafte Verbesserung der Lebensverhältnisse im Baltikum gegenüber der übrigen Sowjetunion. Daß „gut“ ein relativer Begriff ist, und daß man westliche Maßstäbe nicht anlegen darf, muß betont werden, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Auf diese Weise ist ein Wohlstandsgefälle innerhalb der Sowjetunion entstanden, das sich natürlich herumgesprochen hat. Russen fühlen sich von den baltischen Republiken angezogen und suchen hier Beschäftigung. Die Sowjetregierung braucht also keinerlei Gewalt anzuwenden, um Estland und Lettland (und Litauen) immer stärker mit Russen zu durchsetzen. Offiziell gibt es keine Bevorzugung der Russen vor den Einheimi-



Der Preis, den der Sowjetstaat fordert: 2 Fotos: Verfasser
Portal des Schwarzhäupterhauses in Reval

schen. (Sinnigerweise heißen die Russen bei den Esten heute „pärismaalased“, Eingeborene). Ich habe mehrfach Russen gesehen, die beruflich Esten oder Letten unterstellt waren. In der Praxis gibt es aber doch Bevorzugungen. Nicht weil sie Russen sind, aber weil sie als „Spezialisten“ gelten, bekommen die Russen die immer noch knappen Neubauwohnungen zugewiesen.

Über den Wohnungsbau in Reval und Riga werde ich in den folgenden Berichten noch erzählen. Ehe man damit begann, begann man mit der Restaurierung des Alten. Es geht nicht in dem Tempo, in dem die Polen zum

Beispiel die völlig zerstörte Altstadt von Danzig wiederaufgebaut haben. Man geht auch nicht so weit, das nicht mehr vorhandene Schwarzhäupterhaus in Riga wieder in alter Pracht erstehen zu lassen. Aber es ist dennoch sehr viel geschehen. Die Polen haben nicht Danzig wiederaufgebaut, sondern Gdansk und die Esten nicht Reval, sondern Tallinn. So sagen sie. Und der Preis, den der Sowjetstaat dafür fordert, ist ein Schild „Agitpunkt“ am Revaler Schwarzhäupterhaus oder Plastikstühle im Rigaer Dom.

Doch darüber im nächsten Bericht mehr.

Exil-Esten warnen vor Estland-Besuchen

In einer vom Internationalen Verband der Esten (Ülemaailme Eestlaste Ühing) herausgegebenen Zeitschrift „Meie Tee“ wird auf Grund von Briefen und anderem, aus Estland erhaltenem Material, darauf hingewiesen, daß die Esten in der besetzten Heimat dagegen sind, daß jemand von den in der freien Welt lebenden Esten unter den derzeitigen Bedingungen Estland besucht. Diese Warnung bezieht sich vor allem auf die Jugend, welche noch nicht das richtige Verständnis für das wahre Gesicht des Kommunismus hat. Auch vor der Benutzung der von den sowjetischen Behörden angebotenen Freifahrten, die nur dem Dummenfang dienen, wird ausdrücklich gewarnt.

Die Zeitung gibt eine Schilderung

davon, wie man mit den Touristen in Sowjet-Estland verfährt: Diese müßten von verschiedenen Gruppen oder Verbänden eingeladen werden, z. B. von den Studenten des Lehrer-Instituts, wobei die kommunistische Jugend den Gästen klar mache, wie schön es in Estland sei, wie der Jugend alle Wege offen stünden, wo alle nur zum eigenen Vorteil arbeiteten und an einem neuen Reich gebaut werde. So gewännen denn die Touristen den Eindruck, alles sei in bester Ordnung und das, was über die Sowjetunion erzählt werde, bloße Verleumdung.

Die eigentlichen Zustände könne der Besucher schon deswegen nicht kennen lernen, weil er zumeist nicht allein gelassen werde und selbst nirgends hingehen könne.